

grundsätzliche Kritik an Patientenverfügungen oder Sterbeversicherungen. Beide haben ihren Sinn, sofern es um den berechtigten Wunsch nach Kontrolle des eigenen Lebens geht. Wichtig ist jedoch einzusehen, dass diese Maßnahmen an der Angst vor der Endlichkeit und möglichen Sinneseere des Lebens, die uns im Sterben ergreifen, vorbeigehen. Eine neue Sterbekultur braucht aber einen Freiraum für Sinnfragen. Dieser ermöglicht erst die persönliche Zuwendung und menschenwürdige Verabschiedung. Konzentrieren wir uns ausschließlich auf die lebenserhaltende Versorgung und Kontrolle des Sterbeprozesses, sind wir nicht im Stande, einen solchen Freiraum zu schaffen. Entscheidend hierfür ist der Perspektivenwechsel und das Verständnis des Sterbens als eines sozialen Prozesses, der eine viel stärkere soziale Integration der Sterbenden erfordert, als es bis heute der Fall ist.

Da der Verbleib der sterbenden Alten in familiären Bindungen die soziale Integration am ehesten gewährleistet, müsste

die Debatte über die finanzierte Elternbetreuung an dieser Stelle intensiviert werden. Die Forderung darf dabei nicht mit den Forderungen aus der Debatte um die familiäre Betreuung pflegebedürftiger Eltern verwechselt werden. Bei der Zurückholung der sterbenden Eltern in die Familie geht es nicht darum, die palliative Versorgung zurückzufahren und den Fachkräftemangel in der Pflege zu umgehen. Eine Sterbekultur jenseits von Sterbemanagement bedeutet vielmehr, dass für die Angehörigen Möglichkeiten geschaffen werden, sich auf Wunsch von beruflichen Leistungsanforderungen befreien und der Verabschiedung der Eltern widmen zu können. Vorausgesetzt, dass der Mensch sowohl am Anfang als auch am Ende seines Lebens ganz besonders auf Fürsorge und soziale Wärme angewiesen ist, drängt sich die Frage auf, was gegen eine gesetzlich geschützte Zeit zur Sterbebegleitung von Familienangehörigen spricht, ähnlich solchen Konzepten wie Mutterschutz und Elternzeit. Was dafür spricht, ist die Entstehung neuer Lösungsoptionen für Hans-Peter und Marie.



Pavel Radchenko

(*1980) ist promovierter Philosoph und Soziologe. Er arbeitet als Schriftsteller und freier Filmemacher in Berlin.

p.radchenko@gmail.com

Susanna Brogi

Kein Trost, nur Makel?

Das Altern in der Literatur

Bereits der antiken Literatur und Philosophie war die Thematik des Alters vertraut, wie es Platons *Politeia* mit den Antworten des betagten Kephalos oder Ciceros *De senectute* belegen. Seither ist die Bandbreite der behandelten Anliegen, Fi-

guren und Motive kontinuierlich ausdifferenziert worden.

Trotz einiger prominenter Gegenbeispiele – etwa in Wolframs *Parzifal* oder Lessings *Nathan* – hat es den Anschein, dass Alter und Altern in der europäischen

Literatur überwiegend als traumatische Erfahrung und nur schwer als neuer Möglichkeitsraum gedeutet wurden. Bei näherer Betrachtung entsteht der Eindruck, als ginge die Literatur der Neuzeit zunehmend ernsthafter (lebensnäher?) mit dem Alter um. Noch in Ovids *Metamorphosen* werden die hochbetagten Eheleute Philemon und Baucis von den Göttern mit einem versöhnlichen Tod beschenkt, in dem sie als Baum-Paar vereint bleiben. Diese beiden in Goethes Alterswerk *Faust II* wieder auferstandenen Figuren nehmen dort jedoch ein tragisches Ende: Sie werden aufgrund ihres (dem Alter geschuldeten) Eigensinns umgebracht.

Zahlreiche Texte deuten an, dass der literarische Umgang mit dem Alter nahe liegenderweise nicht zuletzt von den Erfahrungen ihrer Autoren geprägt ist. Viele der im fortgeschrittenen Alter ihrer Verfasser entstandenen Werke kennzeichnet eine hohe Sensibilität für die letzte Lebensphase und die menschliche Endlichkeit. Im gelungenen Fall erscheinen solche individuellen Dispositionen dann literarisch transformiert und ins Allgemeine gewendet.

So hat Fontane, der im Jahr vor der Buchpublikation seines letzten Romans *Der Stechlin* starb, in einem Bonmot die Essenz der Handlung humorvoll zusammengefasst: »Zum Schluß stirbt ein Alter und zwei Junge heiraten sich«. So tiefstapelnd es klingt, so umfassend ist der Geltungsanspruch: Mit dem in die Jahre gekommenen Dubslav von Stechlin, dessen letzter Lebensabschnitt im Mittelpunkt steht, erreicht auch die überkommene preußische Feudalgesellschaft ihr Ende. Die vom Roman angedeuteten Zeichen der Zeit widersprechen der Hoffnung des Vaters, dass es seinem Sohn gelingen werde, »wieder ins Alte einzulenken«. Und ebenso düster scheinen die Aussichten darauf, dass sich das preußische Junkertum angesichts der erstarkenden Arbeiterklasse wieder regenerieren könnte.

In Fontanes vergleichsweise unspektakulärer Geschichte *Der alte Wilhelm* steht nur vordergründig ein gealterter Mensch, der schlicht und zufrieden seinen Lebensabend zubringt, im Mittelpunkt. Genauer betrachtet lässt sich die Hauptfigur als Allegorie der von Fontane als harmlos, beschaulich, nett aber (zu) schlicht bewerteten Gattung Dorfgeschichte lesen, die in seiner Zeit äußerste Popularität genoss.

Solche Schilderungen des Alter(n)s, die gleichzeitig auf anderes abzielen als auf das Alter selbst, kennt auch die Literatur des 20. Jahrhunderts: Ähnlich unpräzise mutet Bert Brechts kleine Erzählung *Die unwürdige Greisin* aus dem Jahr 1939 an. In dieser Geschichte entsteht aus der Perspektive der Söhne das »unwürdige« Leben der Mutter. Irrtümlich haben diese nach dem Tod des Vaters auf deren ungeteilte Bereitschaft zur Aufopferung für die Kinder und Enkelkinder spekuliert. Gerade die Diktion in der Übermittlung der angeprangerten Details – das regelmäßige Glas Rotwein, der Verkehr mit einem zu allem Unglück sozialdemokratischen Schuster – entlarvt die Egozentrik der Angehörigen. Rückblickend freilich wird deutlich, dass der Frau somit nach jahrzehntelanger ehelicher Unterordnung noch zwei Jahre eines Lebens der Erfüllung und Selbstverwirklichung vergönnt gewesen sind.

Trotz dieser äußerst kurzen Spanne von zwei Jahren weist die Erzählung sie als ein »zweites Leben« aus. Aber auch hier geht es nicht allein um das auf der Handlungsebene Thematisierte, das Ausbrechen aus (Geschlechter-)Rollen: Vor dem Hintergrund der Exilerfahrung und des Nationalsozialismus wird die Erzählung zugleich zur Parabel über die politischen Verhältnisse, zum Nachruf auf die kurze Phase der Freiheit, jener späten Liebelei mit der Demokratie in der Weimarer Republik, deren Bedeutung und Wert erst aus der Retrospektive die entsprechende Würdigung erfahren. In diesen skizzierten Beispielen erscheint die Bewältigung des Le-

bensabends durch die Protagonisten eher als Vehikel, um ästhetische Anliegen zu thematisieren oder große gesellschaftspolitische Umbrüche literarisch zu bewältigen. Was geschieht jedoch, wenn es sich die Literatur der Gegenwart zur Aufgabe macht, sich der immer dringlicheren Anliegen einer alternenden Gesellschaft einschließlich ihrer problematischen Implikationen anzunehmen?

In ihren Reflexionen *Älter werden* schreibt Silvia Bovenschen unter dem Stichpunkt »Grammatik«: »Das ist bekannt: eine ältere Frau ist jünger als eine alte Frau. Wie groß muß doch die Angst vor dem Alter sein, daß sie sogar die Grammatik vergewaltigt.« Dieser Aphorismus trifft, indem er die allgegenwärtige Angst benennt, mitten ins Herz der Thematik. Auch die jüngste Publikation der Autorin, ihr aktueller Roman *Nur Mut* (ohne Ausrufezeichen!), stellt den perfekt organisierten und letztlich doch scheiternden Rückzug einer Gruppe alter Frauen dar, die zusammen eine seniorengerecht umgebaute, idyllisch gelegene Villa bewohnen – die vermeintliche Realisierung einer gegenwärtig sehr populären Privatutopie.

Als unerhörtes Ereignis bricht – buchstäblich herbeigerufen durch die beharrlich »Unerhört!« schreiende alte Schriftstellerin Johanna – die junge pubertierende Enkelin Dörte in diesen geschlossenen Alters-Kosmos hinein. Infolge der drastischen Konfrontation tritt die Brüchigkeit des auf Perfektion zielenden Ideals an allen Ecken und Enden unübersehbar hervor. Bereits die für Dörte ins Haus gelieferte fetttriefende Pizza im durchgeweichten Karton lässt die dort übliche, auf feinem Porzellan servierte mediterrane Küche wie breiige Krankenkost erscheinen. Unter Wahrung der Einheiten von Ort, Zeit und Handlung wird in einem wahrhaft dramatischen Akt die Zerstörung des Glaubens an die Möglichkeit eines gemein-

samen würdevollen und abgesicherten Ablebens vorgeführt. Die von Silvia Bovenschens Erzählen vertraute Lakonik und Schärfe wirkt wie Salz in der Wunde unserer Gegenwart, in der das große Narrativ eines sinnerfüllten Lebensabends bei besserer Gesundheit von den allgegenwärtigen Ängsten und Zweifeln längst unterhöhlt worden ist. Die bitteren Erfahrungen fortgeschrittener Einsamkeit und Isolation finden ihren Ausdruck in den an kein Ziel gelangenden Überlegungen Leonies: »Ich habe keinen Trost, dachte sie. Nicht für mich. Nicht für Nadine. Nicht für Johanna. Wenn ihr nur diese verdammte(n) Worte wieder einfielen. Denn das glaubte sie zu wissen: Wenn ihr diese Worte wieder einfielen, fiele ihr auch wieder ein, warum sie wusste, dass Johanna in den gleichen Abgrund schaute wie Nadine und sie selbst.«

Auch die sich in diesem Kontext unwillkürlich aufdrängenden Romane des Jahr um Jahr beharrlich nicht zum Nobelpreisträger gekürten Philip Roth weisen in dieselbe Richtung, zeigen sie doch als Protagonisten immer wieder den weißen Mann der Mittelschicht, behaftet mit dem »Makel« des fortgeschrittenen Alters und der Krankheit. Gerade in seinen auch als »gerontologische Trilogie« (Rudolf Freiburg) bezeichneten drei Romanen *The Dying Animal* (2001), *Everyman* (2006) und *The Humbling* (2009) zeichnet Roth »ein gnadenloses Bild des alternenden Mannes in den schwarzen Farben eines elegischen Nihilismus«. Das Alter dekonstruiert in *Everyman* den American Dream, wenn »Jugend, Dynamik, Erfolg, Geld, Mut, Schönheit, Wohlbefinden, erotische Ausstrahlung und sexuelle Aktivität zusehends zu ›Fremd-
Wörtern«, zur Negativfolie werden. Vielleicht ist gerade dieser sich auf das gesellschaftliche Ideal legende Schatten, die vergebliche Hoffnung auf ein sich sinnvoll rundendes Leben, das eigentlich Provokante der Texte Roths und nicht dessen notorisches Lavieren am schmalen Grat des Pornografischen.

Verstärkt sind in den letzten Jahren die unsere Zeit bestimmenden gesellschaftlichen Krankheiten Krebs und das Demenzsyndrom in den Blick geraten. Gerade anhand einer großen Anzahl an Pflegeheim- und Alzheimer-Texten ließe sich zeigen, dass hier vielfach versucht worden ist, den Ängsten und Erfahrungen entgegen zu wirken und spezifische Sinnoptionen – etwa die mögliche Erfahrung von Augenblicken größter familiärer Übereinkunft und Nähe – kommunikativ verfügbar zu machen. Wie bereits Susan Sonntag in *Krankheit als Metapher* darlegte, erscheinen bestimmte Krankheiten zu bestimmten Zeiten als Zielobjekte kultureller Sinnzuschreibungsdiskurse. So haben die entsprechenden narrativen und rhetorischen Strategien im Umgang mit Demenz einen erheblichen Einfluss auf die gesellschaftliche Wahrnehmung der Krankheiten selbst sowie des sozialen Umgangs damit. Für Morbus Alzheimer hat dies überzeugend

Dirk Kretzschmar in seinen Ausführungen unter anderem zu Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil* vorgeführt. So wie die Literatur vor allem seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert maßgeblich an der Ausbildung des selbstbewussten modernen Subjekts und der Sicherung von Erinnerung beteiligt war, hat sie sich nun auf die weit schwerere Herausforderung eingelassen, einen durch Vergessen und Souveränitätsverlust geprägten individuellen und kollektiven degenerativen Prozess zu begleiten und ästhetisch zu behandeln.

Neuere Literatur zum Thema:

Rudolf Freiburg/Dirk Kretzschmar (Hg.): *Alter(n) in Literatur und Kultur der Gegenwart*. Königshausen & Neumann, Würzburg 2012, 290 S., € 39,80. – Silvia Bovenschen: *Nur Mut. Roman*. S. Fischer, Frankfurt a.M. 2013, 159 S., € 16,99. – Arno Geiger: *Der alte König in seinem Exil*. dtv, München 2012, 192 S., € 9,90.



Susanna Brogi

(*1971) ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Neue Deutsche Literaturwissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg und forscht zu Arbeit und dokumentarischen Genres.

sbrog@web.de

Jan-Hendrik Olbertz

Das Zeitalter der Alterszeit

Um zu Beginn dem Thema die Dramatik zu nehmen: Nicht nur wir Menschen altern – dasselbe widerfährt Tieren, Bäumen oder Pflanzen, und auch Ideen, Konzepte und Lösungen altern ebenso wie Gegenstände, von Menschenhand gemachte Dinge. Alles altert – solange etwas in der Zeit steht, altert es.

Demografische Aussagen zum Menschenalter gibt es zu Hauf – sie sollen hier nicht wiederholt werden. Jeder weiß, dass wir auf der einen Seite immer älter wer-

den, und dass auf der anderen Seite – jedenfalls im Herzen Europas – immer weniger Kinder geboren werden. Und es ist auch wenig originell, wiederholt die Folgen daraus darzustellen: Die Gesellschaft »überaltert«, Rentensysteme kollabieren, Fragen von Gesundheit und Pflege werfen völlig neue Probleme auf. Auch für den Arbeitsmarkt liegen die Konsequenzen auf der Hand. All das haben wir zur Genüge gehört, beschrieben und beklagt. Deshalb will ich hier das Thema